

Vom Wort und seinem Wert

Autor(en): **Schoenflies, Dora**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **26 (1922-1923)**

Heft 6

PDF erstellt am: **04.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666745>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Frühlingsnacht.

Ueberm Garten durch die Lüfte
Hört ich Wandervogel ziehn,
Das bedeutet Frühlingsdüfte,
Unten fäng's schon an zu blühen.

Sauchzen möcht ich, möchte weinen,
Ist mir's doch, als könnt's nicht sein!
Alle Wunder wieder scheinen
Mit dem Mondesglanz herein.

Und der Mond, die Sterne sagen's,
Und in Träumen rausch's der Hain,
Und die Nachtigallen schlagen's:
Sie ist deine, sie ist dein!

F. v. Eichendorff.

Vom Wort und seinem Wert.

„Gute Rede aber sei: Ja, ja, nein, nein;
was darüber ist, das ist vom Übel.“
Ev. Matthäi 5, 37.

Männer bezeichnen als „eine Gemeinheit“, wenn die erst halbgerauchte Zigarre in den Straßenschmutz fällt; Frauen sagen, es sei „schrecklich“, wenn ein Lieferant nicht zur Zeit kommt, es sei „unglaublich“, wenn das Dienstmädchen oder die heranwachsende Tochter bei einer kleinen hauswirtschaftlichen Hantierung anders zugreift, als man selbst es täte. Noch vielerlei Beispiele, ebenso alltäglich und ebenso zutreffend, ließen sich anführen.

Und wenn wir uns bei ernstesten Dingen mit dem Wort verirren? Wenn es vorkommt, daß etwa jemand „Freund“ geheißen wird, weil man in etlicher Beurteilung von intellektuellen Angelegenheiten mit ihm sich zu verständigen vermag oder wenn sich's nur angenehm mit ihm spazieren geh'n läßt oder aus dem seltsamen äußerlichen Grund, daß man beruflich regelmäßig mit ihm zusammenkommt. Ich breche die Aufzählung ab. Was gefährden wir durch solche Art des Redens? Ja, was bedeuten die paar angeführten Worte denn wirklich?

Es entsteht eine Gemeinheit, wenn jemand absichtlich egoistisch, verlogen, unnobel sich beträgt, und dabei handelt es sich dann um so schwere und um so dunkle Dinge, daß wir in-
niast wünschen müssen, wir dürften dieses Wort

und seinen Sinn für unseren gewöhnlichen Tagesbedarf überhaupt ganz vergessen.

Und geistesgegenwärtig pariert eine Hausfrau die Unpünktlichkeit eines Lieferanten durch Einstellung auf die veränderte Sachlage. Sie läßt auch die recht gern mitarbeitende heranwachsende Tochter in unerwarteter eigener Initiative lächelnd gewähren, hilft vielleicht selbst bessernd nach, damit für's nächste Mal vergnüglicher Eigenwille und gut besorgte Arbeit beim jungen Ding besser zusammenklappen. Wenn sie klug und sicher erfaßt, was sie zu tun hat, was braucht's da der erregten, gewaltigen Ausdrücke?

Wer ist unser Freund! Ein Mensch, bereit, alle ernstesten und bittersten und alle beglückenden Ereignisse, die wir durchleben müssen, in seinem Herzen für uns mitzudurchleben; und er rühmt sich dessen nicht, denn er hat uns ja lieb! Es könnte für ihn gar nicht anders sein, als daß sein eigenes Leben ihm trüber und strenger erscheint, wenn auf uns gerade trübes Schicksal lastet, und daß unsere Freude ihn zur Heiterkeit gegen uns beschwingt. Auch ähnelt er uns in der Gesinnung über tief sittliche Dinge: was darin recht, was unrecht zu tun sei. Wir begehren mit ihm Übereinstimmung darüber, wo

Selbstverleugnung sich als notwendig, wo hingegen sie sich als schädlich erweise. Das ist ein Freund. Wie aber nennen wir ihn, wenn wir jene vorher angedeuteten, ganz anderen, im Vergleich so sehr leichtgewichtigen Beziehungen zu Menschen Freundschaft heißen? Ein Schwall und Schwall von Superlativen, wir können uns darin gar nicht genug tun, muß uns zum Ausdruck dienen für das kostbare Gut einer wirklichen Freundschaft.

Schwall und Schwall und Superlative gefährden die Ehrlichkeit einer Mitteilung und es ist anfangs für uns selbst quälend, in der Weise zu reden. Und was entsteht durch die Gewöhnung, den Sinn eines Wortes zu vergeuden? Jrgendwie ist es uns eingeboren, daß wir seinen wahren Sinn kennen. Aber

diese Kenntnis kann sich in uns verflüchtigen: Sprechen und das geistige und Gefühlserlebnis hängen zu eng zusammen. Reinheit und Stärke jener Erlebnisse sind bedroht, können sich abstumpfen an der häufig geübten Verschleuderung des Wortsinns. Und unser Bewußtsein für den Wert der Erlebnisse trübt sich dann.

Wenn in einer Zeit viel Ernstes für die Menschen sich begibt, wie eben jetzt, können wir weniger denn je gleichgültig finden, auf unsere Reden zu achten. Was im Leben groß ist, dürfen wir vor uns selbst und vor einander nicht verunklären, was nebensächlich ist, nicht übersteigern. Das Wort bedeute wie ein Handschlag, wie ein offener ernster Blick: ja, so meine ich es.
Dora Schoenflies.

Ferdinand Hodler. *)

Von Ewald Bender.

Gerade in jenen Jahren, als sein Paralelismus ihn so sehr beschäftigte, kehrte Hodler, offenbar aus seinem Bedürfnis nach nervöser Entspannung, in kleineren Arbeiten immer wieder direkt zur Natur zurück.

Man muß sich klarmachen, wie sehr das ständige Herumdenken an einem großen Problem das Gehirn ermüdet. Nachdem er die „Nacht“ vollendet hatte, während er an den

„Lebensmüden“ und den „Enttäuschten“ malte, um für alle künftigen Tage das Fundament des endlich gefundenen Stils zu sichern, empfand er es als ein Glück, von Zeit zu Zeit des Denkens zu vergessen. Wir werden erfahren, daß auch in der Folge jedes große Werk monumentalen Charakters begleitet wird von kleinen Arbeiten (es sind Porträts oder Landschaften), bei denen er sich nach den großen Anstrengungen erholte, wie andere Maler beim Stilleben.

*) Aus: Ewald Bender: Die Kunst Ferdinand Hodlers. 1. Band, mit 279 Bildern im Text. 1.—3. Tausend. Rascher & Cie., N.-G., Verlag in Zürich. 1923. Fr. 13.50. — Nicht um eine Biographie handelt es sich hier, sondern um etwas mehr als das: nämlich zu zeigen, wie sich der mächtige Mensch Hodler in seinen Werken auslebt. Wer bisher kein Verhältnis oder nur ein unrichtiges zu dem bedeutenden Künstler gewinnen konnte, wird hier auf die Wege geleitet, die zu ihm führen, so daß man imstande ist, ihn von innen heraus zu erfassen. Die Entwicklung, welche Hodler durchgemacht hat, indem er die verschiedensten Einflüsse von Lehrern, Künstlern und Kunstströmungen gewissenhaft in sich verarbeitet und mit seinem Wesen so verschmolz, daß das, was diesem fremd war, als Schlacke abfiel, wird hier anhand von Bildern und zugleich in einer Sprache gezeigt, welche die abstraktesten Kunstbegriffe dem Leser faßbar macht. Größte Sachkenntnis, Umsicht und Gewissenhaftigkeit sind Bender eigen. Sein Werk überholt alles, was wir bisher über Hodler zu lesen bekamen.

Mit der gütigen Erlaubnis des Verlags geben wir aus dem vortrefflichen Werk einen zusammenfassenden Abschnitt wieder, der in Verbindung mit einigen dazu gehörenden Bildern für das schöne, aufschlußreiche und vornehm ausgestattete Buch über unseren größten neueren Schweizer Maler werben mag.

Damals erging er sich mit Behagen in den „Reizen der Landschaft, in der man glücklich war.“ „Es drängt ihn zu berichten von der Schönheit der Landschaft, der menschlichen Figur, des Stückchens Wirklichkeit, das ihn so lebhaft zu rühren vermochte.“ Wir kennen aus jener Zeit so liebliche und heitere Landschaften, wie sie einem Maler nur gelingen, wenn er im Innersten glücklich ist.

Gewiß resultierte dieses Glücksgefühl nur aus dem Bewußtsein überwundener Schwierigkeiten, aus der Empfindung eines Siegers, der weiß, daß er die Bresche in eine große Zukunft geschlagen hat. Denn sein äußeres Leben war, man braucht es kaum zu erwähnen, immer noch arm und klein. In seinen großen Bildern erklingen die erschütternden Tragödien menschlichen Leidens. Wir Menschen aber sind so geschaffen, daß wir mitten in einem Übermaß persönlichen Leidens und kosmischen Mitleidens